

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

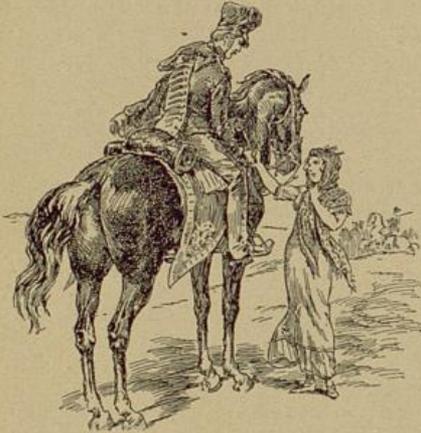
Wolf, Felix: Die verhängnisvolle Stunde

urn:nbn:de:bsz:31-62042

des Amtmanns Pilatus, ohne ein Wort zu reden. Vor der Thür aber gab der Leutnant Wildling der neu erweckten Patriotin die Hand: „Gute Nacht, Ilse!“

Sie wollte auch etwas sagen, aber da kamen die dummen Tränen wieder und aufschluchzend stürzte sie in das Haus hinein.

In der Frühe des andern Tages stand die ganze Truppenmacht auf dem weiten Ager des Dorfes unter Gewehr. Auch die Kontingente



„Sei ruhig, Kind, und bleib brav!“

aus den umliegenden Dörfern waren zusammengezogen, und unabsehbar blitzte und blinkte es von Waffen.

Alles, was Beine hatte im Dorf, scharte sich um die versammelten Krieger. Auch der Amtmann Pilatus mit Frau und Tochter waren darunter. Während Herr David Christian Pilatus einen noch recht zerknirschten, aber doch immerhin zufriedenen Eindruck machte, sah seine Tochter sehr übernächtigt und blaß aus. Dabei konnte sie es sich aber dennoch nicht versagen, nach der Stelle hinüberzuschielen, wo die schwarzen Lützowschen Reiter hielten.

Ein Klirren ging durch die Reihen und ein Klappern — die Truppen präsentierten. Mit lautem Morgengruß erschien General von York vor der Front. Eine kurze, markige Ansprache folgte, dann das Kommando: „Helm ab!“

Die Flügelhörner setzten ein und durch die tiefe Morgenstille klang's feierlich aus Tausenden von Männerkehlen:

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzuden mich rassende Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Längst knieten die Zuschauer entblößten Hauptes auf dem Felde. Ein Schluchzen ging durch ihre Reihen, aber es war ein Weinen des Glückes. Eine tiefe Weihe lag über all den Menschen. „Gewehr über — marsch!“

Mit schmetterndem Hörnerklang schwenkten die Bataillone ab, der Elbe zu — gen Frankreich . . .

Als der Leutnant Hans Wildling eben abreiten wollte, stahl sich plötzlich eine kleine kalte Hand in die seine, die den Zügel hielt, und niederblickend sah er in ein schmerzverzogenes Gesichtchen. Da stand die kleine Ilse Pilatus, rührend in ihrem Jammer und schön in ihrer Jugend.

„Hans, sei wieder gut — und — komm wieder . . .“

Dem schwarzen Reiter wurde seltsam ums Herz; all der Trost, der darin gelegen, verging wie Schnee vor der Frühlingssonne. Und still beugte er sich herunter und streichelte ihr leise die verweinten Backen.

„Sei ruhig, Kind, und bleib brav!“ Dann gab er dem Pferd die Sporen und jagte seiner Truppe nach.

Aber noch einmal hielt er. Da stand am Kreuzweg der alte Schulmeister Gotthelf Wildling und wartete auf seinen Sohn. Mit innigem Druck schüttelten sie sich die Hände und der Alte sah staunend in das freudig-ernste Gesicht seines Sohnes.

„Nub, was ist dir widerfahren?“

Der schwarze Reiter neigte tief den Kopf.

„Etwas Sonderbares, Vater: der zwiefache Feind ist nicht mehr!“

Und als der Alte immer verwunderter guckte, lachte er hellauf: „Ich hab' nur noch einen und der steht über dem Rhein . . .“

Und fort war er.

* * *

Der gute Rat des „eisernen York“ hat sich später glänzend bewährt. Das war, als der Leutnant Wildling anno vierzehn nach Werdenberg zurückkam. Erfahrung hat's der General wohl zwar nie, aber das „Franzosenlieb“ hatte sich so gewandelt, daß der spätere Medikus Doktor Hans Wildling es nicht verschmähte, ein Jahr darauf mit ihm fröhliche Hochzeit zu machen. Der zwiefache Feind war besiegt.

Die verhängnisvolle Stunde.

Von Felix Wolf.



„Es geschehen noch Zeichen und Wunder,“ sagte Frau Eberhard Meyer Witwe, als ihr sonst so ruhig, stolz und gemessen auftretender Zimmerherr, Arnold Müller, eines Tages singend und johlend wie ein bezechter Studio nach Hause kam.

Herr Arnold Müller, seines Zeichens Notariats-schreiber, wohnte schon seit acht Jahren bei der

alten Dame, so daß sie mit seiner Lebensführung, seinen Gewohnheiten und Allüren vollkommen vertraut war.

Im Sommer und im Winter, ob es schneite, regnete, donnerte oder bligte, erhob sich Herr Arnold, wie Frau Meyer in mütterlicher Vertrautheit ihn immer nannte, morgens Schlag halb sieben von seinem Lager. Mit Hosensocken und Schlappschuhen angetan, begab er sich an den Waschtisch, um den ganzen Oberkörper einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Nachdem er Gesicht und Hände sauber gewaschen und den Rücken mit dem erquickenden Naß befüllt und ausgiebig frottirt, die dichten, schwarzen Haare gekämmt und das Schnurrbärtchen kühn nach oben gedreht hatte, zog er sich vollständig an, setzte sich dann an den runden, stets mit einem blendend weißen Teppich belegten Tisch und — klingelte.

Dies war der Moment, in dem sie, Frau Eberhard Meyer Witwe, mit dem dampfenden Kaffee, zwei Semmeln und einem freundlichen: „Guten Morgen, Herr Arnold!“ bei ihm eintrat.

Mit einem: „Danke, Frau Meyer! Wünsche gleichfalls guten Morgen!“ machte sich Herr Arnold ans Frühstück, um zwanzig Minuten vor acht sich auf den Weg nach dem Bureau zu begeben. Zwanzig Minuten nach zwölf kam er zu Tisch, und abends punkt acht Uhr, Sommer wie Winter, nach Hause, die Sonntage ausgenommen, an denen er erst um zehn Uhr, aber keine Minute später, sich einstellte.

Und dieser pedantisch exakte Herr Arnold kam nun nachmittags schon um vier Uhr und dazu noch singend und johlend nach Hause. Das mußte seinen besonderen Grund haben. Ob eine Verlobung, eine Dienstbeförderung oder gar ein Lotteriegliück die Ursache dieses außergewöhnlichen Gebarens war — Frau Eberhard Meyer Witwe, in bezug auf Neugier allen Töchtern Ewas auffallend ähnlich, hätte es gar zu gerne gewußt.

Sie hätte Herrn Arnold gerne über den Grund seines auffallenden Wesens befragt. Aber dieser,

troz seiner geringen Löhning stolz wie ein Spanier, liebte die Beantwortung solcher Fragen nicht. Einmal hatte sie sich eine ähnliche Frage erlaubt, war aber ganz eklig von dem jungen Herrn abgepußt worden. „Frau Meyer,“ hatte er damals zu ihr gesagt, „wenn wir künftig gute Freunde bleiben sollen, dürfen Sie sich nicht mehr um meine Angelegenheiten kümmern, als es zur Verrichtung Ihrer Obliegenheiten unumgänglich nötig ist.“

Seither hatte sie ihn nie mehr um etwas befragt, was außerhalb ihrer Dienstobliegenheiten war. Heute, wo der junge Herr so ausnahmsweise lustig war, hätte sie vielleicht eine freundliche, aufklärende Antwort erhalten. Vielleicht, aber eben nur vielleicht. Eine Gewißheit hatte sie nicht, und der Gefahr, noch einmal in ähnlicher Weise abgepußt zu werden, wollte sie sich doch nicht aussetzen!

Dafür setzte sie sich auf die Küchenbank, dorthin, wo sie von ihren Zuträgerinnen die Stadtneuigkeiten zu empfangen, ihre Kombinationen zu machen und ihre Träume an der Hand des Traumbuches zu deuten pflegte.

Wie immer, wenn sie ein großes Werk vorhatte, setzte sie sich die weiße, im Eifer des Geschäftes nicht selten in schiefer Richtung verrückte Spitzenhaube zurecht. Dann pußte sie die Brille und setzte sie auf die lange, etwas gebogene Nase, damit ihre unter buschigen Brauen blinzelnden

grauen Augen der Welt und den Lauf der Dinge mehr auf den Grund sehen konnten.

In dieser Weise verehrwürdigt und optisch ausgerüstet, zog sie das faltige Gesicht in die Länge, legte den Zeigfinger der rechten Hand an den Daumen der Linken und sagte: „Das große Los — ich glaub' nicht, daß er's gewonnen hat. Ich zweifle überhaupt, ob er ein Los hat. Bei seiner an Geiz streifenden Sparsamkeit glaube ich nicht, daß er jemals Geld für ein solches ausgegeben hat. Und verlobt,“ fuhr sie, an den Fingern weiter zählend fort, „ich wüßte nicht, mit wem. Hab' noch nie bemerkt, daß er mit einem Mädchel etwas zu tun hatte.“



Sie setzte sich auf die Küchenbank.

Aber freilich, stille Wasser gründen tief, und Herr Arnold wär' der letzte, der solche An- gelegenheiten durch einen Fanfarenbläser publik machte. Möglich wäre es also immerhin, daß er sich im geheimen so was Süßes zugetan hätte, aber nicht wahrscheinlich. Mit dem Avancement im Dienst kann es auch nicht weit her sein; denn seine Vordermänner leben noch, und daß man alte, vertraute und im Dienst ergraute Männer eines jungen Menschen wegen zurücksetzt, das gibt's denn heute doch so oft nicht mehr."

Im Begriff, ihre Vermutungen noch weiter auszuspinnen, setzte Frau Eberhard Meyer Witwe endlich den Zeigefinger der Rechten an den Ringfinger der Linken, als sie durch einen schrillen Ton, den, wie sie wohl wußte, die Schelle ihres Zimmerherrn von sich gab, aufgeschreckt wurde.

Frau Meyer war sonst nichts weniger als furchtsam, im Gegenteil ein wenig „rauhbauzig“, wie die Leute sagten. Aber im Verkehr mit ihrem Zimmerherrn besaß sie sich eines sehr anständigen Tones und suchte allen seinen Wünschen möglichst entgegenzukommen. Nicht etwa, weil sie ihn besonders liebte, sondern weil sie ihn durch ein schroffes Benehmen zu verlieren fürchtete. Das wäre ihr sehr gegen den Strich gegangen. Sie bezog seit dem Tode ihres Mannes eine kleine Pension, zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, und war daher auf einen kleinen Erwerb zwingend angewiesen. Einen so soliden und pünktlich zahlenden Zimmerherrn aber, wie Herr Arnold einer war, das verhehlte sie sich nicht, hätte sie so leicht nicht wieder bekommen.

So strich sie sich denn eilig die Haare glatt, fuhr mit der Hand auch glättend über die Schürze und eilte, sich nach den Wünschen ihres Zimmerherrn zu erkundigen.

„Frau Meyer,“ sagte dieser, „Sie haben wohl die Güte, mein schwarzes Feiertagsgewand und die Stiefelsetten einer Nachreinigung zu unterziehen. Ich weiß ja, daß Sie meine Sachen immer schön sauber halten, aber heute, ja heute soll mein Gewand eben tadellos, ganz tadellos sein.“

„Da gehen Sie wohl noch irgendwo zu einer Hochzeit?“ wagte Frau Meyer zu fragen.

„Das gerade nicht, Frau Meyer,“ entgegnete Herr Arnold, gut gelaunt, wie er war, heute außerordentlich freundlich. „Aber zu einer Verlobung könnte es reichen. Wie Sie wissen und bezeugen können, hab' ich mich immer eines sehr soliden Lebenswandels beflissen. Das ist denn auch den maßgebenden Bürgern unseres Städtchens nicht verborgen geblieben. Infolgedessen wurde ich zum Ratschreiber vorgeschlagen, und heute morgen hat mir der Bürgermeister eröffnet, daß ich das einträgliche Amt mit Beginn des nächsten Jahres übernehmen könne.

Die Stelle trägt 2000 Mark pro Jahr und außerdem freie Wohnung und nicht zu verachtende Nebeneinnahmen.“

„So wär' denn mein Nestchen gebaut,“ fuhr Herr Arnold mit dem Ausdruck behäbiger Befriedigung fort. „Daß ich darin aber auch ein Weibchen haben möchte, werden Sie als weltbewanderte Dame begreifen. Mich eines solchen zu versichern, gehe ich nun heute abend aus.“

So viel und so freundlich hatte Herr Arnold noch nie mit Frau Eberhard Meyer Witwe gesprochen. Es tat ihr ordentlich wohl, daß er einmal aus seiner Reserve herausgetreten war. Aber so gerne sie es auch gewußt hätte, ihn nach dem Gegenstande seiner Anbetung zu fragen, wagte sie doch nicht; denn Herr Arnold haßte nichts so sehr als die Neugier, und leicht hätte sie durch eine solche Frage seine gute Laune, die ihr so wohlthat, verderben können. Und überdies: wer einmal A sagt, sagt in der Regel auch B, und wenn er sie heute nicht völlig aufklären wollte, täte er's doch gewiß morgen oder übermorgen. Also abwarten.

„Herr Arnold,“ sagte sie, „obwohl ich durch Ihre Beförderung die Geschädigte bin, weil Sie ausziehen müssen, wünsche ich Ihnen doch von ganzem Herzen Glück zu Ihrem Avancement. Ich bin auch fest davon überzeugt, daß der Gemeinderat eine gute Wahl getroffen hat; denn einen Geeigneteren hätte man zu diesem Amte in unserem Städtchen gewiß nicht finden können. Aber nun will ich mich auch tummeln, damit Sie sauber und elegant zu der Erwählten Ihres Herzens kommen. So weit ich Ihren Geschmack kennen gelernt habe, glaube ich annehmen zu dürfen, daß Sie sich gewiß etwas Sauberes ausgejucht haben?“

„Sie werden sie ja noch kennen lernen,“ entgegnete lächelnd Herr Arnold, „für heute genügt es, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit Ihrer Vermutung nicht so ganz neben das Ziel gekommen sind; denn mein Schatz ist nicht nur sauber, sondern bildsauber.“

Frau Meyer merkte, daß heute nichts mehr aus ihm herauszubringen sei. Sie nahm daher das erwähnte Feiertagsgewand, um es nach Herrn Arnolds Anweisung tadellos, ganz tadellos zu reinigen.

Herr Arnold aber frisierte sich heute noch sorgfältiger als sonst. Die Haare wurden tadellos gekräuselt, das Schnurrbartchen kühn nach oben gedreht, nicht, weil es ihm auf diese Art besser stand, sondern der Mode wegen, die ja bekanntlich bei allen schwachen Seelen den Ausschlag gibt.

Eine volle Stunde dauerte es, bis Herr Arnold vom Sitz des Stehkragens, der Krawatte, des Anzuges und von seiner Frisur befriedigt war. Dann aber sah er einem vollendeten Stutzer nicht unähnlich, und Frau Meyer meinte,

wenn er in diesem Anzug nicht gefalle, dann wüßte sie keine Hilfe mehr; denn daß er nun einem Prinzen Konkurrenz machen könnte in bezug auf Noblesse, das müßte doch der blasse Reid gelten lassen.

„Sie schmeicheln,“ entgegnete Herr Arnold lächelnd. „Indessen ist es ja wahr, daß Kleider



Eine Stunde dauerte es, bis Herr Arnold vom Sitz des Stehtragens befreit war.

Leute machen. Ein feiner Anzug hebt den Mann, vorausgesetzt, daß er ihn mit Eleganz zu tragen weiß.“

Damit zwirbelte er noch einmal das widerpenstige Schnurrbärtchen, das sich in unbegreiflicher Bescheidenheit immer wieder nach unten drängte. Als es aber unter Anwendung von Bartwische in die gewünschte Stellung gebracht war, griff Herr Arnold zu Hut und Stock und meldete seiner Hausfrau, daß es heute ausnahmsweise einmal 11 Uhr oder noch später werden könne, bis er nach Hause komme.

Den goldenen Zwickel auf der Nase, eine Kette im Knopfloch und tausend Pläne im Kopf, tänzelte Herr Arnold dann durch die Hauptstraße des kleinen Landstädtchens, in dessen Stab er nun bald aufgenommen werden sollte.

Diese künftige Würde, so meinte er, sollten ihm die Leute jetzt schon ansehen. Er äugte daher nach links und rechts, um sich zu überzeugen, ob ihm auch die gebührende Bewunderung zuteil würde. Er hatte auch die Genugtuung, die Augen mancher Schönen auf sich gerichtet zu sehen. Ja, es gab schwarze, braune und

blaue Augen, die ihn nicht allein mit Interesse, sondern auch mit sichtlichem Wohlgefallen betrachteten.

Weniger Notiz nahmen die Männer von ihm, und wo es doch geschah, konnte er nicht selten einem spöttischen Lächeln begegnen. Das entsprang aber wohl nur dem Reid, und der tat Herrn Arnold keineswegs weh. Er trug vielmehr noch zur Hebung seines nicht geringen Selbstbewußtseins bei; denn der Reid, so hatte sein bisheriger Chef, Herr Notar Greiner, mehr als einmal gesagt, darf uns niemals ärgern. Er ist nur der Beweis, daß wir etwas sind oder etwas haben, und zehnmal besser sind wir daran, wenn wir den lieben Mitmenschen Anlaß zum Reide geben, als wenn wir um deren Mitleid betteln müssen.

Diese Meinung seines Chefs teilte Herr Arnold vollkommen. Unbekümmert um die hämischen Blicke, die ihm ob seiner Stutzerhaftigkeit da und dort einer zuwarf, strebte er stolz und gravitatisch nach dem Ausgang des Städtchens. Dort standen, idyllisch in duftende, schattige Gärten hineingebaut, die kleinen, aber zierlich und villenartig gebauten Häuser der, wir wollen nicht sagen besseren, aber doch vermöglicheren Bürger des Städtchens.

Das schönste dieser Häuser gehörte dem Gerbermeister Wirsing, der sich schon seit einer Reihe von Jahren ins Privatleben zurückgezogen hatte. Er war ein äußerst solider und dazu noch sehr frommer Mann, der mit seinen reichen Mitteln seinen mit dem Gerichtsvollzieher im Kampfe liegenden Mitmenschen nicht ungerne beizustehen pflegte. Böse Zungen behaupteten zwar, daß sich seine christliche Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft bloß auf solche erstreckte, die ihm siebenfache Sicherheit zu bieten und insgeheim sechs bis sieben Prozent Zinsen zu bezahlen vermochten. Stellte man ihm vor, daß ein solches Geschäftsgebahren mit seinem so sehr zur Schau getragenen Christentum wenig im Einklang stehe, dann nahm er die silberne Dose aus der Tasche, gab der spitzen, stets schnuppernden Kupfernase eine Prise, lächelte überlegen und sagte mit der menschenfreundlichsten Miene von der Welt: „Ihr hättet recht, wenn Ihr recht hättet, lieber Herr Nachbar. Aber Ihr habt nicht recht, weil Ihr die Sache nicht versteht. Bei diesen schlechten Zeiten ist das Geldausleihen immer riskiert. Man verliert nicht selten Kapital und Zinsen“ — das war aber ihm, dem vorsichtigen Manne, noch nie passiert — „und so ist es nur natürlich, wenn man ein bißchen genau auf seine Sache sieht.“

Durch seine Geldgeschäfte kam Herr Wirsing nicht selten mit dem Herrn Notar Greiner und dessen Schreiber, Herrn Arnold, in Berührung, und schon oft hatte der letztere Herrn Wirsing geschäftlich in dessen Villa besuchen müssen.

Er tat dies um so lieber, als er dabei mit Herrn Wirtings Tochter, mit Fräulein Elisabeth, die er sonst nur in respektvoller Entfernung hatte bewundern dürfen, näher bekannt wurde.

Und Elisabeth? Infolge ihres abgeschlossenen Lebens war sie etwas zimperlich und prüde, sonst aber ein gemüthliches, der Welt und ihren Freunden nicht gerade abgewandtes Menschenkind. Wenigstens gefiel ihr Herr Arnold auf den ersten Blick besser als die alte, knorpelnafige Lise, mit der sie das Hauswesen des Vaters leitete.

„Nehmen Sie gefälligst Platz, Herr Arnold,“ hatte sie bei seinem ersten Besuche gesagt, „Papa wird bald aus der Frühmesse, die er immer zu besuchen pflegt, zurückkommen.“

Herr Arnold folgte der freundlichen Einladung, und die Unterhaltung mit dem frischen Kinde behagte ihm so, daß die Anlässe zum Besuch in der „Villa“ in der Folgezeit immer zahlreicher wurden. — Es dauerte auch gar nicht so lange, und die beiden waren so weit, daß sie sich gemüthlich duzten. Der Herr Arnold wurde zu einem „lieben Arnold“ umgestempelt und Fräulein Wirting in eine „liebe Elisabeth“ oder gar in ein „süßes Bethchen“ verwandelt.

„Ach, Bethchen, liebes, süßes,“ hatte Herr Arnold eines Tages gesagt, „wenn nur unsere Verhältnisse nicht gar so sehr voneinander abwichen, ich würde noch heute bei deinem Vater um dich anhalten; denn ein Leben ohne dich — ich kann es mir gar nicht mehr ausdenken. Ich wollte, daß du arm wie eine Kirchenmaus wärst, dann stünde unserer Verbindung nichts im Wege. Aber so. Ich glaube nicht, daß dein Vater je seine Einwilligung geben wird.“

Das war gewiß ganz hübsch gesagt, aber der Wahrheit entsprach es doch nicht so ganz. Herr Arnold hätte Bethchen allerdings gerne geheiratet, aber doch mehr seines schönen Vermögens wegen als um seiner selbst willen. Bethchen war ja ein recht munteres, gutmüthiges Geschöpfchen, aber körperlich doch nicht so sehr bevorzugt, daß es einen jungen Mann von der Gattung Arnolds besonders für sich hätte einnehmen und entflammen können. Wäre es nicht des reichen Wirtings Tochter gewesen, dann würde es Herr Arnold kaum beachtet haben.

Bethchen, das liebende Bethchen aber nahm seine Worte für bare Münze und war durch sie im tiefsten Grunde des Herzens beglückt.

„Arnold, lieber Arnold,“ sagte es, „du siehst dir die Sache denn doch etwas zu düster an. Mein Vater sieht zwar auf Stand und Rang, er liebt auch das Geld. Ueber alles aber liebt er doch mich, und ich bin fest überzeugt, daß er mich des Geldes wegen nicht unglücklich machen wird. Ich wüßte im Städtchen auch keinen jungen Mann, der höher in seiner Gunst stünde als du. Schon oft hat er dich deines Fleißes, deiner Geschicklichkeit und vor allem

deines soliden Lebenswandels wegen gerühmt. An dir selbst hat er gewiß nicht das geringste auszuweisen. Nur der gering besoldete Notariatschreiber ist ihm im Wege, und so lange du über diesen Posten nicht hinaus bist, darfst du auch nicht bei ihm um mich anhalten. Das würde alles verderben. Aber du hast ja Gönner und Freunde, die dich, falls einmal eine passende Stelle zu vergeben ist, gewiß nicht vergessen werden. Also abwarten und Geduld haben, lieber Arnold. Wir sind ja beide noch jung.“

Und Herr Arnold hatte gewartet. Drei lange Jahre war er dem Bethchen zu Lieb und Ehr gelaufen. Nun aber hatte er den Ratschreiber in Sicht, und die Möglichkeit, noch einmal an die Spitze der Gemeinde gestellt zu werden, war gar nicht ausgeschlossen. Ohne vermessnen zu erscheinen, konnte er nun bei Bethchens Vater um die Hand der Geliebten anhalten. Er konnte es um so eher, als er wohl wußte, daß ihm Bethchen schon tüchtig vorgearbeitet hatte.

Freudig erregt, mit klopfendem Herzen und elastischen Schritten ging er über den mit weißgelbem Kies bestreuten Gartenweg, der zu dem traulich gelegenen Heim der Geliebten führte. Hastig, wie er es noch nie getan, zog er an dem goldglänzenden Glockenzuge.

Er brauchte auch nicht lange zu warten. Denn kaum war der schrille Ton der Hausglocke im Korridor verklungen, da öffnete sich die Türe, und Bethchen, das liebe Bethchen selbst erschien, um ihn zu begrüßen und hinein in die Stube zu geleiten.

„Was denkst du wohl,“ sagte er dort, „was ich dir heut für eine Neuigkeit bringe?“

„Eine Neuigkeit, von der ich schon heute morgen unterrichtet wurde,“ entgegnete Bethchen lächelnd. „Du willst mir doch gewiß nur sagen, daß du zum Ratschreiber vorgeschlagen bist?“

„Freilich wollt' ich dir das sagen. Aber woher weißt du es denn schon?“

„Von meinem Vater, Liebster, der dich auf dem Rathause selbst für das wichtige Amt vorgeschlagen hat.“

„Was, deinem Vater verdanke ich es, daß ich endlich einmal aus der mir so wenig zusagenden und so wenig lohnenden Stellung bei Herrn Greiner loskomme?“

„In der Hauptsache, ja, verdankst du es ihm. Uebrigens waren auch die andern Gemeinderäte dir günstig gestimmt.“

„Also ich werde Ratschreiber, und dann . . .“ — „Dann werde ich wahrscheinlich Ratschreiberin, vorausgesetzt, daß der Herr Ratschreiber hält, was er als Notariatschreiber versprochen hat.“

„Er wird es halten, das Wort, das er dir gegeben, Bethchen, er wird es sehr gerne halten; denn warum? Weil ich einen lieberrn Schnucker doch auf Gottes Erdboden nicht mehr finden könnt'!“

Bethchen machte ihrem lieben Arnold ein

ähnliches Kompliment, und eben gingen sie daran, ihren Beteuerungen durch gegenseitiges Küssen das bindende Siegel aufzudrücken, da wurde die Türe aufgemacht und herein trat Herr Wirsing, Bethchens Vater.

„Sie hier, Herr Arnold?“ fragte er scheinbar überrischt. „Wahrscheinlich im Auftrage Ihres Chefs, des Notars?“

„Nein, Herr Wirsing. Diesmal kam ich in eigener Sache. Leider waren Sie ausgegangen, als ich kam.“

„Nun,“ entgegnete Herr Wirsing lächelnd, „wie mir scheint, haben Sie sich trotzdem gut unterhalten. Aber nun: was wünschen Sie von mir?“

„Erstens möcht' ich Ihnen danken, Herr Wirsing, daß Sie meine Beförderung im Gemeinderat befürwortet haben. Zweitens möcht' ich Sie um das bitten, um was ich Sie schon lange gern gebeten hätte: um die Hand Ihrer Tochter.“

Herr Wirsing hatte das Getändel der beiden schon längst beobachtet, und mehr als sie glaubte, wußte er, wie es um das Herz der Tochter stand. Er hatte allerdings andere, weiter reichende Pläne mit ihr gehabt und hätte sie zweifellos einem der angesehensten Bürger heiraten können. Nun sie aber selbst gewählt hatte, wollte er ihr, seinem einzigen Kinde, keinen Zwang antun. Ueberdies glaubte er, daß sie bei diesem soliden, peinlich exakten und strebsamen Menschen, der, wenn man ihm etwas zu Hilfe käme, noch einmal eine Rolle spielen könnte im Städtchen, sehr gut aufgehoben wäre. Das Zeug hatte er dazu. Aus diesem Grunde hatte er ihn auch zum Ratsschreiber vorgeschlagen.

Er ließ sich also nach Arnolds Worten auf einen der vorhandenen Polsteressel nieder. Dann zog er, wie immer, wenn er ein großes, bedeutungsvolles Werk zu unternehmen hatte, die große, silberne Schnupftabakdose aus der Tasche, nahm behaglich und bedächtigt eine Prise und sagte: „Wie ich soeben gesehen, ist Bethchen mit Ihren Wünschen einverstanden. Denn was sich nicht liebt, küßt sich nicht. Ihr bisher so solider Lebenswandel bürgt mir dafür, daß ich mein Kind, wenn ich euren Wünschen entgegenkomme, keinem Unwürdigen gebe. Ich erkläre mich also mit der Sache einverstanden. Aber mit der Verlobung wollen wir noch warten, bis Sie Ihre neue Stelle im Rathhaus angetreten haben.“

„Und du wolltest wirklich, Vater?“ fragte Bethchen, indem sie ihrem Erzeuger übergliücklich an den Hals flog. „O, gerne, sehr gerne unterwerfen wir uns deinen Bedingungen, wenn du nur in der Hauptsache mit uns einverstanden bist.“

„Ich hab's ja gesagt, Schmeicheltage, kleine,“ sagte Herr Wirsing, indem er sich sachte aus den Armen der Tochter zu lösen suchte. „Nun aber wische auch etwas auf, damit wir noch ein Stündchen gemütlich beisammen sein und die Angelegenheit richtig besprechen können.“

Das ließ sich Bethchen natürlich nicht zweimal sagen. Sie war ja so glücklich, daß sie dem Geliebten, wie sie es heimlich schon oft getan, nun auch frei und offen, unter den Augen des Vaters, etwas vorsetzen durfte. Einige Minuten, und der Tisch war mit dem Besten, was das Haus zu bieten vermochte, gedeckt.

Und Herr Arnold? Er ließ sich natürlich die mit so viel Anmut und Liebe gebotenen Gaben schmecken und wurde nicht müde, Herrn Wirsing für sein freundliches Entgegenkommen zu danken.

Es schlug schon elf, als er sich endlich von den ihm nun so nahestehenden Menschen verabschiedete und in bester, noch nie dagewesener Stimmung auf den Heimweg machte. Und wenn er, wie er das sonst immer zu tun pflegte, heimgegangen wäre, wäre ihm gewiß nichts Schlimmes widerfahren. Sein Schicksal aber wollte es, daß er einem alten Freunde, einem Schulkameraden, begegnete, der ihn noch zum Besuch eines Weinstotals zu bewegen wußte.



„Also ich werde Ratsschreiber,“ sagte Herr Arnold.

Zu jeder andern Zeit würde er einen derartigen Versucher weit von sich gewiesen haben. Aber heute — er hatte bei der Geliebten, wenn auch nicht gerade zuviel, doch immerhin etwas über den Durst getrunken. Er war also in angeheiteter Stimmung und überdies über die guten Aussichten, die sich ihm an diesem Tage eröffnet hatten, so glücklich, daß er keinem Menschen etwas abschlagen konnte. Aus Gefälligkeit und nicht in der Absicht, sich am Weine noch besonders gütlich zu tun, ging er mit dem ehemaligen Schulkameraden.

Dieser aber, der sich schon oft über die Reserviertheit und Zurückgezogenheit seines ehemaligen Kameraden geärgert hatte, beschloß, ihm jetzt, da er ihn einmal drankbekommen, einen Tüchtigen anzuhängen. Er bestellte zu Ehren des Freundes, wie er sagte, eine Flasche vom Besten.

Der starke Wein stieg dem des Trinkens ungewohnten Notariatschreiber zu Kopfe; er beraubte ihn der klaren Besinnung, und in diesem Stadium tat er dann alles, wozu ihn sein „guter Freund“ und dessen Helfershelferin, die Kellnerin, eine noch junge Witwe, die heute als Aushilfe hier war, verleiteten. Es ist ja nichts Seltenes, daß Leute, die sich sonst eines nüchternen Lebenswandels befeißigen und von Natur sehr ruhig sind, unter der Wirkung des Alkohols völlig außer Rand und Band geraten.

So war es auch hier. Der Notariatschreiber, sonst so ernst und gemessen, so exakt und zurückgezogen, schlug in seinem Dufel förmlich über die Stränge. Er trank und trank immer mehr; er sang und brüllte; er schlug Flaschen und Gläser entzwei; er gebärdete sich wie ein Wilder und sein guter Freund und die Kellnerin, die ihn in diesen Zustand versetzt hatten, hatten nun alle Ursache, für ihr Leben zu fürchten. Es blieb ihnen schließlich nichts anderes mehr übrig, als die Polizei zu holen.

Diese aber, als sie ihn beschwichtigen und zur Ruhe weisen wollte, kam bei dem Herrn Notariatschreiber schon an. Er überschüttete die Polizei mit einer Flut von unflätigen Worten, und als sie infolge dessen zu seiner Verhaftung schreiten wollten, schlug er dem einen eine Doppelliterflasche auf den Kopf, während er den andern gar mit dem in der Schenke befindlichen Tranchiermesser bedrohte.

Nur mit größter Mühe vermochten sie den rasenden Menschen zu bewältigen und in den Arrest abzuführen.

Dort erholte er sich allerdings bald wieder von seinem Dufel. Allein die Folgen seiner Aufführung waren für ihn wahrhaft schrecklich. Nicht allein, daß er dem Wirt den ihm an Gläsern und Möbeln zugefügten Schaden ver-

güten mußte, hatte er auch wegen seiner Reintenz gegen die Polizei vor Gericht zu erscheinen.

Der Polizist, dem Herr Arnold die Doppelliterflasche auf den Kopf geschlagen, war schwer verwundet und konnte erst nach achtwöchiger, sorgfältiger Behandlung das Bett verlassen. Das Gericht ließ zwar in Anbetracht der bisherigen guten Führung des Angeklagten die größtmögliche Milde walten, erkannte aber doch auf eine dreimonatige Gefängnisstrafe.

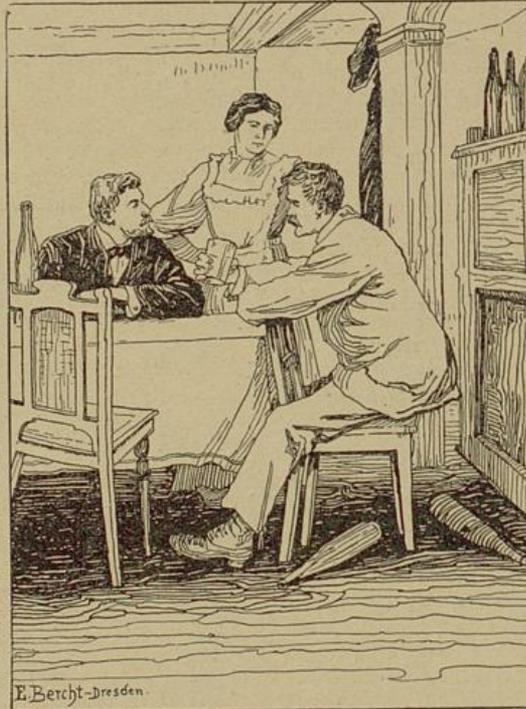
Die Verbüßung dieser Strafe war sauer, aber noch saurer, geradezu niederschmetternd war das, was ihr folgte. Herr Wirsing, Bethchens

Vater, wollte von ihm nichts mehr wissen und verwies ihm allen Ernstes das Haus. Einen Menschen, der sich so verhalte und so skandalös sich aufführe, wolle er nie und nimmermehr als Schwiegerjohn, schrieb er ihm. Und Bethchen, das sonst so gutmütige Bethchen, schaute Herrn Arnold gar nicht mehr an. Sogar die Briefe, die er ihr schrieb, kamen unter dem Postvermerk: „Annahme verweigert,“ immer wieder zurück.

Das Skandalieren und Trinken hätte Bethchen dem Geliebten noch verziehen, aber daß er die dicke Eis, die Aushilfskellnerin, wie es stadtkundig wurde, geküßt und herumgedrückt hatte, das war für ihr Herz empörend. Das konnte, das durfte sie nicht verzeihen, wenn

sie nicht um alle Selbstachtung kommen wollte. Kurz, das Band war zerrissen, und ein Zusammensetzen gab es nicht mehr.

Aber auch der Ratsschreiberposten, den Herr Arnold in Aussicht hatte, ging ihm verloren; denn die Stadtbehörde war der Ansicht, daß man einen mit Gefängnis bestrafte Menschen um so weniger mit diesem Amte betrauen dürste, als der Bewerber um dasselbe noch viele da waren. Die Stelle, die Herr Arnold bei Herrn Notar Greiner innegehabt, war während seiner Haft ebenfalls besetzt worden, und so stand denn der junge Mensch, der sein Lebensschiffchen schon im sichern Hafen zu haben glaubte, einer einzigen stürmischen Stunde wegen brotlos auf der Straße.



E. Bercht-Dresden.

Er trank und trank immer mehr.

Mein Hauptkatalog ist das